

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 14

Artikel: Aus den Abruzzen
Autor: Furrer, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669249>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

liebe Ton, nach dessen Trost und Zärtlichkeit sie umsonst in einsamen Stunden sich gesehnt hatte und der ihr nun im Ohr und Herzen blieb, so lange sie lebte.

Der Großvater brach das Schweigen.

„Liebe Kinder, wir wollten euch ja helfen und aufrichten und haben euch nur das Herz noch schwerer gemacht. Hör, Seppel! Wenn du wirklich die Haupt Sorgen für das Heimen auf dich nehmen willst — und es ist vielleicht gut, gut für den Vater, daß er entlastet wird, gut für dich, daß du eine ganze große Pflicht hast — wenn du das willst — überleg dir's noch einmal! — dann sollst du nicht mit Schulden deine Arbeit beginnen müssen. Wir haben abgemacht, die Großmutter und ich, von eurem Muttererbe dir einen Teil herauszugeben, was für den Augenblick nötig ist. Von deinem Eigenen, wohlverstanden.“

„Großvater, könnt ihr das? Großvater, dann brauchte ich mich ja nicht mehr zu schämen und die Leute zu scheuen. Dann könnte ich arbeiten, froh und stolz.“

„Wir wollen sehen, wieviel ihr für die dringendsten Schulden braucht. Wenn der Vater zurück ist, kommt ihr beide zu mir. Er will über alles Aufschluß geben, hat er gesagt; es ist ihm schwer geworden zu bekennen, wie schlecht er steht — und hätte doch längst schon meine Hilfe haben können.“

„Der Vater ist zu stolz dazu gewesen, und er hat sich geschämt,“ sagte das Franzli.

„Von allem andern, Seppel, sprechen wir dann“, fuhr der Großvater fort, sich zum Gehen rüstend. „Verschaff dir vorher einen rechten Ein-

blick in alles, frag den Vater mit guter Art, und Gott sei mit dir!“

„Und die liebe Mutter Gottes und alle lieben Heiligen!“ schloß die Großmutter, bekreuzigte sich und sprach stumm ein heißes Gebet für ihr Enkelkind, das jetzt so selbständig ohne ihren Rat und ihre Hilfe ins Leben treten wollte.

„Wüt Gott, Seppel! Jetzt muß ich mich wohl drein schicken, dich zu entbehren, kein Kind mehr...“ Sie sah das Franzli daneben stehen:

„Franzli, wenn du Zeit hast, komm du statt der Seppel so hie und da zu uns.“

„Gern, Großmutter“, sagte es und dachte, es könnte die Seppel ja doch nicht ersetzen.

Nach dem Tode der Mutter hatte die Großmutter beide Mädchen zu sich ins Dorf genommen, taub für die Bitten des verlassenen Mannes, der vor Sehnsucht und Kummer sich nicht anders zu helfen wußte, als mehr und mehr beim Wein und Wirtshaus Trost zu suchen. Endlich hatte sie das Franzli zurückgegeben, das zu Hause vom Vater und Mieli verarztet wurde. Die Seppel war bis vor zwei Jahren in Stans geblieben und auch seither noch regelmäßig jede Woche, oft mehrere Tage, im Dorf gewesen.

Jetzt glaubte die Großmutter, die Trennung nicht ertragen zu können. Aber die Erinnerung an den Auftritt in der Stube gab ihr Selbstbeherrschung, und so schritt sie still an Franzlis Arm die Treppe hinunter. Sie gingen das Sträßchen durch die blühenden Wiesen: voran im eifrigen Gespräch die zwei Großen, Starke, langsam hinterher die zwei Zierlichen, Zarten, stumm, jedes seinem leidenschaftlich bewegten Herzen horchend.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsglück.

Der Morgenstrahl, der Abend Schatten
Erwecken mir geheimes Glück;
Auf Bergen wallt's und grünen Matten,
Vom Weltgeheimnis ist's ein Stück.

Das Ganze kann ich nicht erfassen,
Es wär' des Himmels Seligkeit;
Doch schon in jenem Glück erblaffen
Für mich der Erde Schmerz und Streit.

Hieronimus Lorm.

Aus den Abruzzern.

Von Ernst Furrer.

Die Abruzzern erstrecken sich vom Saum der Adria bis ins Herz des Hochapennins hinein und vereinigen die größten landschaftlichen Gegensätze des Apenninenlandes. Der eisgekrönte Gran Sasso d'Italia entsteigt mit jähren Felswänden dem fruchtbaren adriatischen Küstenland, wo noch

Oliven und Drangen reifen, und zwischen die beiden Welten fruchstrotzender Subtropen und öder Gebirgswildnis schieben sich die Stockwerke stets wechselnden Natur- und Wirtschaftslebens. An schönen Bauwerken ist jedes Zeitalter vertreten. Was wir von Verona bis Syrakus an Tem-



Scanno (1000 m), ein vielbesuchter Fremdenort mit seltsamen Sitten und Trachten.

pein, Amphitheatern, Katakomben bestaunen, das bieten alles auch die Abruzzern, freilich viel kleiner und über entlegene Talschaften verteilt, aber in ihrer Eigenart ebenso beachtenswert und dazu im Rahmen einer großartigen Gebirgslandschaft. Aus dem Mittelalter stammen reiche romanische und gotische Bauwerke, und die Renaissance hat uns in Aquila eine berühmte Kirche mit gewaltiger Kuppel hinterlassen. Und wo wir hinkommen, freuen wir uns der gastfreundlichen Bevölkerung mit ihrem schlicht-herzlichen Wesen. Ein sympathischer, kraftvoller Menschenschlag, in dem sich südliches Temperament mit berglerischer Ruhe glücklich paart.

Noch vor mehr als einem halben Jahrhundert waren die Abruzzern ein verrufenes Brigantenland. Seither sind sie dieser Romantik entkleidet und in jüngster Zeit rasch dem Verkehr erschlossen worden. Von Neapel und Rom, von den adriatischen Küstenplätzen und von dem nördlich benachbarten Umbrien führen Eisenbahnen in wenigen Stunden mitten in den abruzzesischen

Hochapennin hinein. Von der Schweiz aus vermittelt die Adrialinie den Zugang am schnellsten. Wer in Zürich oder Olten nach dem Mittagessen durch den Gotthard abreist, rollt in der Frühe des nächsten Tages bereits über abruzzesischen Boden hin, und Zweiglinien ins Land hinein führen in wenigen weiteren Stunden bis an den Fuß hoher Berge. Hört der Schienenstrang auf, so gewinnen wir mit Kursautos die entlegensten Täler und ihre einsamen, stillen Dörfer, wo die alte Zeit noch in malerischen Trachten und in patriarchalischer Denk- und Lebensart fortlebt.

Von den vier Provinzstädtchen ist Teramo das verschlafenste. Klein und unauffällig wie ein Dorf liegt es mitten in Olivenhainen und Maisfeldern. Der Fremde hat es bald gesehen. Über alles erhaben thront, so nah wie die Jungfrau vom Thunersee, der Gran Sasso und erhebt seine kahle Felsenstirn hoch über das warme Grün der bewaldeten Vorberge.

In Teramo hört die Eisenbahn auf, aber Kursautos führen in allen Richtungen weiter

landeintrwärts. Wir besteigen den Aquilaner Wagen zu einer genußreichen Fahrt über die Ostkette hinweg. Üppige Kulturen begleiten uns bis an den Fuß des Gebirges, und wir dringen in ein tiefes, schluchtartiges Quertal ein. Zur Sommerzeit hört man kaum in der Tiefe das Wasser rauschen; aber die hohen steinernen Brücken mit ihren starken Pfeilern verraten, daß zur Zeit der Schneeschmelze und in den Regenmonaten sich drohende Fluten talaus wälzen. An der steilen Lehne saust der Wagen in Schlangenlinien dahin, steuert auf kahle Felssporne hinaus und biegt in beschattete Runsen ein. Ponte Paladino heißt eine der obersten Brücken; denn nach dem Volksglauben, der jedes Bauwerk, jeden Berg mit Mythen und Legenden belebt, ist sie von den Paladinen Karls des Großen hingezaubert worden. Da und dort, etwa alle fünf Kilometer, steigen einzelne Bauern ein oder aus. Woher sie wohl kommen? Nirgends queren wir Dörfer. Wer aber seine Blicke die steilen Talwände hinauf richtet, sieht hin und wieder einige hundert Meter höher ein einsames Kirchlein über niedere, steinerne Häuser ragen. Die Schlucht gewährt für Siedelungen keinen Raum; dafür sonnen sie sich über dem obern Rand auf breiten Terrassen. Jenseits der Paßhöhe schraubt sich der Wagen in ein geräumiges Längstal hinab und fährt viele Kilometer weit durch Aufforstungen hin, die jahrzehntelange, planmäßige Arbeit gefordert haben und heute den Hang bis hoch hinauf in das dunkle Grün der Föhren kleiden.

Aquila! Wohl hundert Meter über dem Talboden horstet das Herzogstädtchen auf freiem Hügel, der ringsum das Tal beherrscht. Weiträumige Palazzi, über achtzig Kirchen und Kapellen und troßige Mauern erzählen von einer blühenden Vergangenheit, da ein einträglicher Handel mit Wolle, Seide und Klöppelspizen, mit Safran und andern abruzzesischen Erzeugnissen getrieben wurde.

Zwei Stunden Bahnfahrt versetzen uns nach der Heimat Ovids, dem Städtchen Sulmona, das mit seinen üppigen Kulturen und der wechselvollen Gebirgsumrahmung eine Lage von einzigartiger Schönheit hat. Von fernher grüßt die Gran Saffokette, der wir in Aquila freilich viel näher sind, und auf der andern Seite erhebt sich, nah und wuchtig, die dunstumsflossene Majella, ein Berg, an den sich endlose Sagen und Mythen knüpfen.

Wir besteigen in Sulmona die vom Adriati-

sehen Meer herkommende Querbahn und lassen uns in aussichtsreicher Fahrt über die mittlere Hauptkette hinweg nach Avezzano führen. Im Jahr 1915 ist das Städtchen von einem Erdbeben fast völlig zerstört worden und seither neu und modern aus den Trümmern erstanden; aber noch erinnern ganze Quartiere von Notbaracken an das Schicksal, das jedes Jahrhundert ein paar mal die Abruzzern heimsucht. Umgekehrt verkündet die nächste Umgebung den Sieg des Menschen über die Natur. Einst dehnte sich in seiner Nähe ein großer See, der Fucinersee. Die formschöne, weiße Doppelpyramide des Monte Velino spiegelte sich in den Fluten. Seine Fläche war so groß wie die des Bierwaldstätter- und Zugersees zugleich. Der Kampf um die Trockenlegung seit den Zeiten Cäsars hat im vorigen Jahrhundert mit einem glänzenden Triumph der Technik geendet und ist eine reiche, bewegte Geschichte für sich.

Doch hinaus jetzt in die Stille der Landschaft! Keiner als die Städtchen spiegeln die Dörfer ein Stück entschwundene Zeit. Da sind sie schroffen Felsenhügeln aufgesetzt, und die Häuser erscheinen wie aus ihnen herausgewachsen; oder sie sind im Winkel von zwei sich vereinigenden Bergbächen eng zusammengedrängt, gelegentlich fast wie Schwalbennester an eine Bergwand hingepflastert. Häuser mit dicken, hohen Mauern geben dem Dorf ein festungsartiges Aussehen, und man fragt sich, wo denn wohl der Weg oder gar eine Straße hineinführen mag.

Wo wir hinkommen, rufen uns die Berge zu ihren felsigen Höhen empor. Sie sind fast alle aus Kalken aufgebaut und stehen hart über der Waldgrenze, oft auch tief darunter, zerklüftet, wild und öde. Um so reiner und unmittelbarer offenbart sich in gewissem Sinn die Bergnatur. Überall herrscht Wassernot, und der Berggänger muß auf Tagestouren und in die wenigen Hütten, die der Italienische Alpenklub hingestellt hat, das unentbehrliche Getränk mitnehmen. Selten begegnet er Wild. Nur im Nationalpark haben sich Gemsen, Bären und Adler erhalten. Sonst ist fast alles zusammengeknallt oder in entfernte Winkel versprengt worden, außer dem Wolf, der noch überall sein Wesen treibt und den Schäfern und ihren wackeren Hunden viel zu schaffen macht.

Von den drei Hauptketten, in die sich der Apennin auf abruzzesischem Boden auflöst, ist die Ostkette die lohnendste. In ihr erhebt sich der Gran

Gran Sasso d'Italia, mit seinen 2914 Metern der Fürst der Abruzzener Berge und des Apennins überhaupt. Er erhält denn auch den regsten Besuch. Daneben gibt es aber noch manche Aussichtswarte, die während der ganzen Sommerszeit auch nicht von einem einzigen Bergsteiger gewürdigt wird. Am bequemsten erreichen wir den Hauptgipfel der Gran Sasso-Gruppe, den Monte Corno, vom Dorf Assergi am Südfuß, dem Ausgangspunkt der jüngst erbauten Gran Sasso-Bahn. Abwechslungsreicher aber sind die Aufstiege von Pietracamela im Norden und, wenn auch mühsamer, von Isola del Gran Sasso im Nordosten. Es hieße Wasser in den Rhein tragen, wollte ich zu den zahlreichen Schilderungen von Gran Sasso-Fahrten eine neue hinzufügen.

Die zweithöchste Gebirgsgruppe, die Majella, 2795 Meter, reich an Höhlen und Karstlöchern, gewinnen wir am einfachsten von Campo di Giove aus, wo im Jahr 1927 die Unterkunft allerdings noch primitiv war. Doch läßt sich, da auf dem Gipfel eine Klubhütte steht, die Tour auch mit einer Rächigung in Roccaraso, dem bekanntesten Skifahrerzentrum, verbinden, wo man sehr

gut aufgehoben ist. Wenn wir zur Abwechslung weniger nacktes Gestein und wieder einmal zusammenhängende Rasenteppiche unter unsern Füßen spüren wollen, wenden wir uns der Montagna della Laga zu, die bis zu ihrem höchsten Gipfel, dem Monte Gorzano, 2455 Meter, von Weiderasen überkleidet ist. Diese Gebirgsgruppe trägt ganz anderen Charakter als ihre Nachbarn. Sie ist aus molasseartigem Gestein aufgebaut; Quellen träufeln bis hoch an den Grat hinauf, und das Auge erholt sich nach unsern Fahrten in der blendenden Helle des Kalkgebirges gern an dem Rasengrün und dem braunen Ton des Gesteins. Für Auf- und Abstieg wählen wir am besten Amatrice am Westfuß, heute von Rom aus und anderswoher mit Kurswagen direkt verbunden, oder Campotosto, eines der höchsten Dörfer in prächtiger, freier Aussichtslage, wo wir die Einsamkeit und Abgeschlossenheit abruzzesischen Dorflebens so recht genießen können.

Von der mittleren Hauptkette locken vor allem der Monte Terminillo, der auf seiner Schulter eine musterhaft eingerichtete Klubhütte trägt, und der Monte Velino, an dessen Fuß in der



Das Bergdorf Castel del Monte in der Gran Sasso-Kette, wo in 1300 m Höhe noch Mandeln reifen.

Entscheidungsschlacht von Tagliacozzo das Stauferheer geschlagen wurde. Beide Gipfel sieht man sehr schön von den Hügeln um Rom, nicht dagegen den Gran Sasso. Eines Besuches wert ist sicher auch der Monte Sirente, nach Aufbau und Form ganz auffallend eine ins dreifache Maß gesteigerte Läger. Und nicht vergessen wollen wir die walddreiche Marsica im Süden, die sich um das Fremdenplätzchen Scanno gruppiert und den Nationalpark umschließt.

Für abruzzesische Bergfahrten ist die Zeit vom Juni bis Ende August deshalb günstig, weil man auch in regenreichen Sommern ziemlich sicher mit gutem Wetter rechnen kann. Die Fahrtenschilderer ergehen sich denn auch in einmütigem Lob über die unermüdlische Sonne und den Glanz des Himmels. Ich erzähle nun von einer sommerlichen Bergfahrt, bei der mir zur seltenen Ausnahme kein freundliches Wetter beschieden war.

Gewitter am Gran Sasso.

In der ersten Hälfte August des Jahres 1924 haben schweizerische Zeitungen wiederholt von den großen Schäden berichtet, die das Unwetter in Mittelitalien angerichtet hat. Gewitter von außergewöhnlicher Heftigkeit sind damals im Zentralapennin niedergegangen. In den Flußbetten, die sonst während der Trockenzeit wasserlos daliegen, hat sich die Wassermenge sintflutartig dahergewälzt, hat Häuser unterspült und Kulturen verheert. Am schlimmsten war das Gewitter vom 9. August. Ich war an diesem Tag auf dem östlichen Kamm der Gran Sasso-Kette und hatte Gelegenheit, es aus erster Hand zu empfangen. Es kommt mich heute noch ein leiser Schauer an, wenn ich an die zwei Nachmittagsstunden zurückdenke, die ich damals zwischen Himmel und Hölle ausgestanden habe.

Der Morgen ging strahlend auf. Ich hatte den Plan, den Ostflügel der Gran Sasso-Kette vom Dorf Castel del Monte aus beim Ferrucciopaß, 2270 Meter, zu überschreiten und nach Castelli, 500 Meter, auf der adriatischen Seite hinunterzusteigen. Es mochte bereits gegen Mittag rücken, als wir noch eine Stunde Aufstieg vor uns hatten; denn ich hatte einige Vormittagsstunden zu botanischen Streifereien verwendet. Schon seit einer Weile fesselten mich die Wolkenspiele der Gebirgskette entlang. Aber uns wölbte sich der Sommerhimmel in blauer Glut,

aber jenseits der Hauptkette, auf der adriatischen Seite, wo wir hinunterzusteigen gedachten, sah es finster aus. Es war, als ob Berge von Gewölk Raum suchten und sich in den Gratlücken durchpreßten, über den Ferruccio- und den niedrigeren Siellapaß. Waren die Wolkenballen einmal auf unserer Seite, so schlichen sie ein Stück weit dem Berghang entlang, wurden aber immer dünner und lösten sich in der trockenen Luft schließlich ganz auf. Dieses Schauspiel wiederholte sich fortwährend, nur daß immer größere Wolkenmassen herangewälzt kamen und zu uns herüberdrangen; aber noch brannte die Sonne heiß auf uns nieder, und weithin nach Süden lag das Land in flimmernder Sonnenglut.

Doch plötzlich änderte sich das Bild. Wir mochten etwa 2200 Meter Höhe erreicht haben, in einer Viertelstunde mußten wir in der Paßlücke sein. Da hatte sich der westliche Himmel hinter dem Monte Prenna, an dessen Lehne wir emporstiegen, schon verfinstert. Es donnerte, und ich rechnete: bis wir oben sind, müssen wir mitten im Gewitter drin sein. Was tun? Hütten waren keine mehr zu erreichen. Wir fanden notdürftig Schutz unter einem großen Steinblock, der auf seinem Sturz den Hang hinunter einmal stecken geblieben war. In einer kleinen Runse wenige Meter daneben verstaute wir unter Blöcken unsere Rucksäcke. Nun fing es auch gleich an niederzuhauen, Regen und Hagel durcheinander. Donner dröhnte, ohne langes Rollen, dafür kurz und heftig. Blitze zuckten rings um uns. Unheimlich waren diese fürchterlichen Zündschnüre, wenn sie aus dem Grau herausfuhren. Über den nackten Boden rieselten viele kleine, aber rasch größer werdende Bächlein und wälzten Steinchen und immer größere Steine mit. Da und dort polterte es. Wie, wenn der riesige Block, unter dem wir kauerten, sich in Bewegung setzte? Er lag nur flüchtig auf dem Boden, und um ihn spülte und wühlte immer kräftiger das Wasser. Da fing es auch gleich über uns zu tosen an. In der Schuttrinne, wo unsere Rucksäcke lagen, wälzte sich ein dicker Brei von Erde, Steinen und Hagelkörnern herab, mäßig schnell, schwerfällig und hinter sich anschwellend. In ein paar Sprüngen war mein Gefährte bei unserer Habe, hatte sie an den Riemen erfaßt und herausgerissen. Einige Sekunden später wäre sie verloren gewesen.

Wir wagten nicht mehr, unter den Block zurückzukehren, sondern traten auf den offenen Hang hinaus. Soweit der Blick in das Grau



Schafherde auf einer Abruzzestraße.

hinausreichte, war der Boden weiß von Hagelkörnern. Der Regen spritzte hoch auf, und wir wurden erdfarben bis über die Knie. Wo wir den Fuß hinstellten, staute sich das lebendige Wasser und zischte an uns hinauf, oder der Boden löste sich unter den Sohlen, und wir rutschten. Das Wasser schien nirgends versickern zu können. Wie eine bewegliche Tapete zappelte es über den nackten Boden hin. Wir traten den Abstieg an. Aber je tiefer wir kamen, zu desto größeren Sturz-bächen hatten sich die zahllosen Bächlein vereinigt. Links und rechts schossen reißende Bäche zu Tal und versperrten uns den Abstieg, so daß uns nur übrig blieb, am Hang zu warten, bis sich die Wasser einigermaßen verlaufen hatten.

Mehrere Gewitter waren über uns weggezogen. Volle zwei Stunden hatte das Unwetter geraft.

Wir bemerkten einen Hirtenbuben, der mit geschlossenem Schirm quer über den Hang lief. Auf einer erhöhten Stelle warf er den Schirm verdrossen zur Erde und eilte zu seinen Schafen hinüber, die eng gedrängt beisammenstanden.

Wie versteinert standen sie da, mit starrem Blick. Dann und wann drehten sie traumhaft den Kopf. Viele zuckten mit den Beinen.

Allmählich erschien unter uns der breite Talboden des Campo Imperatore, dessen große Kiesflächen wir beim Aufstieg überschritten hatten. Hier erlebten wir ein unvergeßliches Naturschauspiel. Diese Kiesflächen waren am Vormittag noch völlig trocken gewesen. Nun brach die Sonne blendend durch das weiße Gewölk, und über den Schotterebenen fing es an zu schimmern von großen Wasserlachen, die immer größer wurden, ineinander überflossen und sich in breitem Strom in Bewegung setzten. Die gewaltigen Schotter wurden von den herabstürzenden Wassern völlig durchtränkt. Nun waren sie, wie ein Schwamm, vollgeseugen. Das Wasser stieg darüber empor und floh langsam talaus. Wir schritten dem seltsamen Gewässer entlang, das halb See, halb Fluß war und vor unsern Augen immer drohender aus dem Boden emporstieg. Überqueren konnten wir es nicht. Ein zweites Mal war uns der Rückweg versperrt. Als sich die Fluten endlich

etwas verteilt und verlaufen hatten, gewannen wir das letzte Stück unseres Weges nach dem Dorf Castel del Monte. Die Sonne strahlte am Abendhimmel und wärmte uns durch die naßkalten, kotbespritzten Kleider.

In der Frühe des nächsten Tages wollten wir mit dem Kursauto nach Aquila zurückfahren, einer der nächsten Bahnstationen — immerhin in 42 Kilometer Entfernung. Da hieß es, die Straßen seien vom Unwetter aufgerissen; der Verkehr sei für einige Tage gesperrt. . . Einige Tage! Das stellte unsern Reiseplan arg auf den Kopf. Um von Castel del Monte wegzukommen, brachen wir sogleich wieder zum Ferrucciopaß

auf. Aber zur gleichen Zeit und an derselben Stelle überfiel uns wieder ein heftiges Gewitter, zwar weniger schlimm als tags zuvor. Wir gaben unsern Plan zum zweitenmal auf und ließen die Kleider in der Sonnenwärme an unsern Leibern trocknen.

Am nächsten Tage fuhr das Auto mit uns nach Aquila. Es war aber eine Fahrt mit Hindernissen. An der schlimmsten Stelle mußten wir aussteigen und eine Wüstenei von Blöcken und Gesteine überqueren. Auf der andern Seite wartete ein anderes Auto auf uns.

In den folgenden Tagen waren die Zeitungen voll von Jammer über die Millionenschäden.

Der Blinde im Frühling.

Er schreitet langsam hin wie alte Frauen
Mit welchem, abgewendetem Gesicht.
Kein Strahl das Dunkel seiner Augen bricht.
Er sieht nicht, wie die Wolken Berge bauen.
Die Wälder grünen und die Himmel blauen:
Den holden Farbenzauber spürt er nicht.
Und einmal doch wird seine Seele licht:
Duftschwere Lüfte hauchen durch die Auen.

Da muß er seine kalten Arme heben
Und ist den warmen Winden hingegeben
Und duldet die Umarmung, selig, stumm.
Und inniger die Lüfte ihn umfächeln
Und bringen seinen starren Mund zum Lächeln
Und sind ihm wie ein Evangelium.

Karl Stamm.

Der Traum des Galilei.*

Von Joh. Jak. Engel.

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: teils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüten willen, teils um der lebhafteren Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von Bibiani, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen

Gericht habe geloben müssen. — Bibiani setzte ihn zum Ausruhen auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgerüchen saß, erinnerte er sich der heißen Sehnsucht nach Freiheit, die ihn einst zu Rom bei Annäherung des Frühlings befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt und sich selbst mit den Worten bestrafte: Der Geist des Kopernikus möchte zürnen.

Bibiani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt sein, ehe er sie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medici, und selbst der

* Der berühmte italienische Naturforscher Galileo Galilei (geb. 1564 in Pisa) wurde bekanntlich seiner neuen Lehre wegen, die zu dem damaligen von Kirche und Wissenschaft gelehrten Weltbilde in schroffem Gegensatz stand, in Rom gefangen gesetzt. Als Erfinder des Fernrohres machte er Entdeckungen am Sternenhimmel; weltbekannt wurde er auch durch seine Studien auf dem Gebiete der Mechanik und durch die Erforschung der Pendelgesetze.